

Ottmar Fuchs

Evangelisierungsversuche

“Darum sprich: So sagt der Herr: Ich will euch sammeln aus den Völkern, und ich will euch sammeln aus den Ländern, dahin ihr zerstreut seid, und will euch das Land Israel geben. Da sollen sie kommen, und alle Scheuel und Greuel daraus wegtun. Und ich will euch ein einträchtiges Herz geben und einen neuen Geist in euch geben und will das steinerne Herz wegnehmen aus eurem Leibe, und ein fleischernes Herz geben, auf daß sie in meinen Sitten wandeln und meine Rechte halten, und darnach tun. Und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein.“ (Hes 11,17-20)¹

1. Einführung²

Wer innerhalb eines meditativen Gottesdienstes, wo in der Regel der Einspruch nicht gerade gang und gäbe ist, das Wort ergreift, kommt leicht in den Verdacht, sich der Kritik zu entziehen. Letzteres ist freilich nicht meine Art, und doch habe ich mich nach erster Verwunderung dem Vorschlag gefügt, in einer Homilie zu unserem Thema etwas zu sagen. Denn gerade im Wortgottesdienst kann ich mir keine Abstraktionen leisten, sondern werde wohl konkret von mir selbst etwas zu sagen haben.

Leo Karrer hat gestern davon gesprochen, daß wir uns über unsere Hermeneutik Rechenschaft zu geben haben. Dies gilt nicht nur hinsichtlich unseres Bewußtseins und unserer Sprachspiele, sondern auch im Sinne meiner eigenen materialen Hermeneutik, womit ich meine Arbeits- und Lebenssituation, meine Biographie und meine existentiellen Erfahrungen meine. Wenn schon die Texte des II. Vatikanums in erstaunlicher Weise die Berufung des einzelnen hervorheben und zum Anknüpfungspunkt des Glaubens überhaupt machen,³ dann dürfen wir dies auch für unser Theologietreiben ernst nehmen. So darf man nicht nur der Predigt, sondern auch der Theologie wünschen, daß darin ab und zu die explizite Ich-Rede vorkommt, damit sich nicht der fälschliche Eindruck breit macht, der Glaube und die Theologie eines einzelnen Menschen wäre bereits **der Glaube und die Theologie** schlechthin.

Frau Pissarek-Hudelist und Hermann Stenger haben gegenüber der (nicht zuletzt in der Kirche antreffbaren) Kälte, Gefühllosigkeit und Leidensunfähigkeit davon gesprochen (und Hesekiel tut dies auch in seinem Text), daß Evangelisierung nicht ohne die Dimension des barmherzigen Herzens zu denken und zu leben ist: Wem die Empathie gebricht, der ist immer ideologisch! In dieser Hinsicht habe ich in den letzten Jahren einen Nachholprozeß durchlaufen, eine eigene Art von Alphabetisierung, worin Worte, die ich seit Jahren fließend kannte, im Zusammenhang mit ganz bestimmten Begegnungen und Erfahrungen eine neue, ganzheitliche (weil mit mir selbst zusammenhängende) Qualität erhalten haben. Dem Kopf ist erst im nachhinein das Herz gefolgt. Ich habe den Eindruck, wir haben in unserer Theologie ein übergroßes Arsenal an Worten und Argumentationen, das viel zu reichhaltig und zu verfügbar zu Munde ist, als daß es ein solches ganzheitliches Verstehen ermöglichte. Mit dem Wortfeld der Evangelisierung sollte uns dies nicht leicht widerfahren dürfen, weil es dabei gerade um dieses Verbindung von Wort und Tat, von Lehre und Existenz geht. Die Rede soll also von mir sein, von meinen Erfahrungen mit dem, was ich oft im nachhinein jetzt Evangelisierung von mir selbst nennen möchte: Nicht daß ich sie schon erreicht hätte, vielmehr erfahre ich mich weit entfernt davon, aber vielleicht habe ich doch erspürt, wo es langgeht. Es handelt sich um relativ hilflose Spuren der Evangelisierung, der Umkehr in meinem Leben. Sehr detailhaft, für manchen gar nicht viel, für mich jedoch entscheidend. Das Votum "Die Evangelisierung beginnt bei mir!" scheint ebenso akzeptiert wie unklar zu sein. Denn sehr viel erzählen wir uns gegenseitig nicht davon. Aber gerade solches Erzählen brächte konkreten Bedeutungsgewinn.

Ich will damit beginnen. Erlauben Sie mir dabei die ungeschützte Rede, wozu ich auch Sie ermutigen will. Ich verstehe meinen Versuch als ein Durchbuchstabieren meines "Geistes" oder meiner "Berufung" in dieser Communio unserer Tagung. Das Gesagte setze ich dabei aufs Spiel der Kritik, Ergänzung und Bereicherung durch andere "Geister". Vielleicht ein Anreiz, in dieser Art miteinander umzugehen und dabei die eigene Existenz auf solche Spuren hin zu betasten: wo das Herz aus Stein zu einem Herz aus Fleisch wird.

Ich möchte nichts Appellatives sagen und auch keinen Druck ausüben, sondern einfach das hören lassen, was mich bewegt.

2. Radikalisierende Kraft des Singulären

In der Kirche bin ich im Bereich der Wortverkündigung "groß geworden". Als Kaplan habe ich viel Wert auf die Predigt gelegt und in Homiletik habe ich dann auch promoviert. Meine "Bekehrung" vom

“Funktionär des Glaubens“ in der Pastoral zum etwas mehr als vorher mit-leidenden Menschen und damit zur Umkehr in Richtung auf eine diakonale Pastoral vollzog sich in den letzten drei bis vier Jahren in ganz bestimmten Begegnungen, insbesondere im Bereich der kirchlichen Diakonie (vornehmlich in Einrichtungen des Caritasverbandes), wo ich gelernt habe: Die Grenzen des Glaubens sind noch lange nicht die Grenzen der Diakonie. Die Begegnung mit helfenden Menschen, die mit hilfs- und befreiungsbedürftigen Menschen umgehen und leben, hat Lebensräume zutage gefördert, die meine Theologie und meinen Kirchenbegriff verändert haben. Die vorbehaltlose Diakonie allen Leidenden ohne Ausnahme gegenüber erweist sich dann als unbeliebiger Bestandteil des Glaubens an die unbedingte Liebe Gottes uns gegenüber.

Nicht abstrakte Gedankengänge, sondern konkrete Begegnungen mit Krankheit, Behinderung und Tod haben mich und dann auch mein theologisches Denken radikalisiert und etwas heftiger als vorher gemacht. Der immer etwas von der Gegenabhängigkeit bedrohte Kampf gegen die institutionellen Zwänge der sogenannten Amtskirche ist demgegenüber in den Hintergrund geraten und marginal geworden. Darin zeigt sich so etwas wie die radikalisierende Kraft des **Singulären** in der eigenen Biographie, wenn letzteres insbesondere in direkten Beziehungen und im Risiko wegbegleitender Begegnungen (mit den Investitionen an Zeit und Treue) dauerhaft ernst genommen und zu leben versucht wird. Dann gibt es nicht nur generative Themen, sondern vielmehr generative Begegnungen, die nicht quantitativer Natur sind (allzu viele davon kann man sich nicht leisten, will man nicht gerade darin kollabieren): als Quellen des Lebens und als Erfahrung der eigenen Begrenzung. Dies hat nichts mit falscher Opfer- oder Selbstlosigkeitsideologie zu tun, sondern beruht auf dem Tatbestand, daß solche Begegnungen ihre Kraft und Ressourcen in sich selber haben und entfalten. Nur im Singulären (und nie im Generellen) kommen Wort und Tat in der eigenen Existenz zusammen. Die eigene Leidens- und Mitleidensfähigkeit entfaltet sich nicht abstrakt, sondern in der Wucht von meist sehr wenigen, aber tiefgehenden Beziehungen. Unsere flächendeckende Pastoral ist ausgesprochen geeignet, vor solchen Intensitäten zu fliehen.

Wenn ich nicht von mir weg (nur auf andere zu) “evangelisiere“, dann fällt mir ebenso Pauschales wie Appellatives leicht. Beziehe ich die Evangelisierung freilich auf mich selbst als ihr Subjekt, dann werde ich die konkreten Gebrochenheiten und Details erkennen, in denen ich meinen Ort innerhalb des Glaubens und der Umkehr einhole. Wie die Berufung des Christenmenschen vorerst ein Tatbestand meiner eigenen Existenz ist, so beginnt die Verbindung von Wort und Tat, von Glaube und Umkehr in den Möglichkeiten und

Unmöglichkeiten meines in vieler Hinsicht begrenzten Lebens. Und ich entdecke immer mehr: Wenn ich diese Selbstversuche der Evangelisierung nicht wage, kann ich auch keine evangelisierende Pastoraltheologie betreiben. Dies ist im Grunde eine Binsenweisheit, aber schwierig in der Praxis der Einzelheiten unseres Lebens.

3. Erfahrungen im Detail

Einige solcher Einzelheiten, wie sie für mich besonders in der letzten Zeit sehr eindrücklich geworden sind, möchte ich hier andeuten:

3.1 Aus meiner näheren Verwandtschaft hat ein zehnjähriges Mädchen, das ich sehr gern habe, eine Erbanlage mitbekommen, die verschiedene Formen annehmen kann, von leichteren bis zu schwersten Behinderungen. Bei ihr sind nur leichte Sprachschwierigkeiten und Verhaltensüberraschungen wahrzunehmen. In den Ferien kommt sie öfter ein paar Tage zu mir. Bei einem Spaziergang im Sommer hat sie erzählt, was sie in der Schule an Grausamkeit und Aussperrung erlebt: weil sie in ihrer etwas bräunlichen Hautpigmentierung etwas anders aussieht, weil sie zeitweise hilfloser ist und anders reagiert als die anderen. Und sie hat mir dabei die im Moment schlimmste Beschimpfung unter den Kindern erzählt, die auch sie abbekommt: "Du hast ja Aids!" Und dann erzählt sie: "Ich darf ja gar nicht heiraten, weil ich wegen meiner braunen Flecken keine Kinder bekommen darf. Aber ich habe schon einen Freund, den Martin, den ich gern sehe!"

Es hat mir die Eingeweide vor Schmerz und Wut zusammengezogen: darüber, was dieses Mädchen auszuhalten hat. Das Schlimme ist, daß ich selbst nicht viel dagegen tun kann, denn ich habe auf ihre Lebenswelt keinen verändernden Einfluß. Von dieser direkten Begegnung mit "Benachteiligten" eröffnet sich mein Theologisieren nicht mehr als auch oder beliebig diakonal, sondern als unbedingt diakonal. Und die Rede von der Evangelisierung hierzulande kann nur einen Sinn haben, wenn sie mit solchen Menschen zu tun hat! Von daher ist mir zunehmend jede Theologie zuwider (und dies trifft nicht zuletzt meine eigene theologische Vergangenheit), die in generalisierender Langeweile optionslos und ohne Biß daherkommt und über alles Mögliche im "Sowohl-als-auch" ebenso ausgeglichen und öde wie flüssig und gekonnt zu sprechen weiß. Spät genug liegen mir zuweilen die Frage und das Schweigen näher als die Antwort und das Reden.

Deswegen will ich nicht müde werden, dem Begriff der "Befreiung" in einer Theologie der Evangelisierung einen zentralen Ort zu gön-

nen. Und ich bin auch bereit, für diesen Kampf innerkirchlich (wie es aussieht, in zunehmender Weise) "links" liegengelassen zu werden, obgleich mich dieses Etikett, konservativ wie ich bin, lachen macht.

3.2 Ein früherer Theologiestudent hat sich nach langen und leidvollen Prozessen offen zu seiner Homosexualität bekannt und sie gelebt. Er ist HIV-infiziert. In den Begegnungen mit ihm spüre ich seine Vitalität, seine Lebenssehnsucht, seine Ängste und Depressionen. Und ich kenne die vielen ekelhaften Widerfahrnisse, die er als homophiler Mensch gerade in kirchlichen Kreisen erfahren hat. Im Anbetracht dieser Beziehung lasse ich mich auf keine schmierigen Kompromisse zwischen Moral und Diakonie mehr ein, in denen die Diakonie in das Ghetto der Moral gerät, wohingegen doch die unbegrenzte Diakonie ein integraler Bestandteil der Moral zu sein hätte.⁴ Und ich bin enttäuscht über das römische Papier zur Homosexuellen-Frage, weil dort in diffamierend-distanzierender Weise getaufte und gefirmte Menschen nur als "homosexuelle Personen" benannt werden: Auf diese Weise wird ihnen der Würdetitel der "Christgläubigen" (wie er sonst in kirchenoffiziellen Papieren den getauften und gefirmten Mitgliedern der Kirche zukommt) aberkannt. Dies trifft sich gut mit den Ressentiments der "Frommen", die zum Teil noch schärfer ausfallen als die der übrigen Bevölkerung.⁵ Was wissen denn "die da oben" von den Erfahrungen unserer Krankenschwestern und Seelsorger/innen sowie der verschiedenen Mitarbeiter/innen im Caritasverband in ihrer Lebens- und Sterbebegleitung der HIV-infizierten bzw. aidskranken homosexuellen Menschen: über deren Sensibilität und Menschlichkeit, ihren verletzten tiefen Glauben und über ihre Fähigkeit, zu beten und mit Gott zu ringen?⁶

Abgesehen einmal von den kirchlichen Sozialgestalten des Caritasverbandes und vieler sozialer Initiativen in oder neben unseren Pfarrgemeinden: Wenn die Kirche überregional auf eine mediale Ersatzkirche setzt und auf der Ebene unserer Pfarrgemeinden in ihrer Mehrzahl auch dominant nichts anderes als einen christlichen Weltanschauungskampf gegen die angeblich säkularisierte Umwelt betreibt, verliere ich allmählich als an der helfenden und befreienden Diakonie orientierter Theologe meinen Ort in den kirchlichen Bereichen, die hierzulande am meisten das Bewußtsein und die Realität "der Kirche" zu prägen beanspruchen. Man wird nach anderen Sozialgestalten Ausschau halten müssen, in denen die angedeuteten christlichen Optionen in der Tat besser besprochen und verfolgt werden können. Wenn getaufte und gefirmte "homosexuelle Personen" in unseren Pfarrgemeinden keinen Platz haben, dann wird man wohl Gemeinden gestalten dürfen und müssen, wo sie in der Gemeinschaft der Christen leben können.

Zudem ist einem "Glauben" der Kampf zu erklären, der die Diakonie nicht aus sich entläßt, sondern be- und verhindert: etwa Betroffenen gegenüber, die nicht das Gleiche glauben oder nicht nach den sittlichen Maßgaben der Kirche leben. Es gibt wohl nur einen legitimen Vollzug der Mission, nämlich den, daß sich Christ und Kirche selbst evangelisieren und zur Verbindung von Wort und Tat bekehren. Dies wird seine Wirkung in der Welt haben! Alle dem gegenüber artfremden Strategien verdunkeln die Botschaft und sind buchstäblich nicht notwendig. Wenn Christ und Kirche nicht in diesem Selbstvollzug der Evangelisierung auf die anderen und insbesondere Benachteiligten zugehen, bereichern sie die Menschen nicht, sondern beuten sie für die eigenen Herrschaftsinteressen aus.

3.3 Seit ein paar Jahren lebe ich mit einer Theologin in Wohngemeinschaft. Das damit verbundene "Ins Gerede Kommen" bis hin zu mancher bissigen Bössigkeit erlebe ich auch in Solidarität mit denen, die ähnliche und schlimmere Anfeindungen von seiten besonders "guter Katholiken" auszuhalten haben. In diesem Lebenszusammenhang habe ich mehr als je zuvor, verbunden mit zum Teil schmerzlichen Umstellungen, zunehmend miterlebt, wie Frauen die "Priesterkirche"⁷ und Theologie erleben, und über welche Erfahrungen, Reaktionen und Verletzungen insbesondere Theologinnen allmählich Kirche und Heimat nicht mehr zusammenbuchstabieren können. Deshalb kann ich die feministische Theologie nicht als ein Exotikum unter vielen anderen ansehen, sondern betrachte sie als ein Herzstück theologischer, kirchlicher und christlicher Existenz. Von dieser Theologie her ist viel und Ausschlaggebendes schlechthin für die Humanisierung für Kirche und Gesellschaft zu erwarten. An unserem Umgang mit Frauen und in ihrer Erfahrung mit uns Männern in der Kirche wird sich entscheiden, ob über Jahrhunderte hinweg aufrechterhaltene Ausfälle an Humanität und ausgrenzende Unterdrückungen aufgedeckt und beseitigt werden und ob wir eine christlich-menschlichere Kirche und Gemeinde aufbauen können. Natürlich kann ich diese Problematik hier nur andeuten, wie ich überhaupt darüber gar nicht viel zu sagen habe: Die Frauen werden dies selbst tun! Als Mann kann ich hier nur Ahnungen aussprechen und das zunehmende Gespür, daß ich immer nur die (meist schlechtere) Hälfte bin und sage. Mir geht die sogenannte "Aufwertung" der Frau in der Kirche als eine von vielen Notwendigkeiten nicht mehr leicht über die Lippen. Wenn sie nicht ins Zentrum rückt, werden sich die ekklesiogenen Strategien zur Repression von Frauen, wie es ohnehin den Anschein hat, mit wachsender Härte durchsetzen. Ich leide an der Ungeheuerlichkeit, daß kirchliche Sozialgestalten in dieser Hinsicht sich schlechter verhalten als die meisten anderen gesellschaftlichen Gruppen. Wo bleibt hier das Mensch- und Christsein in der Kirche?

3.4 In einem Kolloquium mit Studenten/innen zur Thematik des Verhältnisses von Leben und Theologie hat mich eine Studentin direkt gefragt: "Was machst du mit deinem Geld!"-"Ich bekomme 600 DM im Monat, wieviel bekommst du?" Diese Frage trifft meine ökonomische Stellung im Hochschulsystem, in der Kirche und in der Gesellschaft. Habe ich überhaupt eine strukturelle Chance, Evangelisierung zu lernen und zu lehren? Ist dieses Lernsystem nicht kontraeffektiv etwa dazu, von den Kleinen und Benachteiligten lernen zu wollen? Welche Rolle spielen also wir in diesem "ökonomistischen" Bedürfnissystem, von dem gestern Paul Zulehner gesprochen hat? Zumal damit immer auch die Macht- und Herrschaftsfrage zu stellen ist. Mein zweiter Doktorand, Manfred Böhm, hat im Sommer eine Promotion abgeschlossen mit dem Thema "Reich Gottes und Gesellschaftsveränderung".⁸ Darin untersucht er unter anderem das Verhältnis des späten Ragaz zu dem Evangelisierungskonzept. Das Beeindruckende an Ragaz ist in diesem Zusammenhang, daß er in der Mitte seines Lebens seine Professur aufgibt, um sich einem Bildungsprojekt für Arbeiter zu widmen, wo er mit den Arbeitern lebt und für sie und mit ihnen die soziale Realität im Horizont der biblischen Botschaft bespricht. Dieses Beispiel trifft mich! Zugleich weiß ich, daß ich die sicheren Pfründe nicht leicht aufgeben kann. Ich kann dies wahrscheinlich nicht, und will diese Unfähigkeit auch nicht mehr tabuisieren. Hier liegt meine Grenze und zugleich meine Aufgabe, mit dieser "Sozialhypothek" zurechtzukommen: hoffentlich in meiner Freigiebigkeit, in der Ehrlichkeit, auch einflußreichen Leuten gegenüber meine Meinung zu sagen, in der Lebensführung, und besonders darin, meine Stellung für die notwendigen Solidarisierungen in Kirche und Gesellschaft einzusetzen, für die Diakonie den Mund aufzutun und die Arbeitsenergien an den notwendigen theologischen Optionen auszugeben. Auch darin: daß ich ab jetzt auf keinen Fall noch "mehr" werden will! Natürlich gehört dazu (und darüber habe ich mit den Studenten und Studentinnen gesprochen), wie ich mit meinen eigenen finanziellen Mitteln umgehe, die ich immer mehr als "ungerechten Mammon" ansehe, mit dem auch entsprechend umzugehen ist (vgl. Lk 16,1-9). Da gerade Professoren in dieser Hinsicht sehr empfindlich sind, möchte ich klarstellen: Ich spreche hier nicht rechtfertigend und auch nicht appellativ, sondern ganz einfach von Problemen und Einsichten, die mir aufgegangen sind und von denen ich glaube, daß sie etwas mit meiner Evangelisierung zu tun haben.

3.5 Es ist noch kein Jahr vergangen, daß mein Vater gestorben ist. Er ist an Krebs gestorben und die vielen Monate des Leidens und unersetzlich tiefen Lebens gerade in der Sterbezeit haben mich tief geprägt. Ich habe nie zuvor bis ins Mark hineingehend erfahren, wie zerbrechlich und hilflos wir sind, was es bedeutet, wenn jemand

leidet und Schmerzen hat, während man selbst fast nichts tun kann. Diese nahe konkrete Erfahrung menschlicher Sterblichkeit und Ohnmacht spottet jeder meiner vorherigen Rede von der Endlichkeit des Menschen und der Klage der Leidenden. Nicht daß ich das alles im Nachhinein für falsch hielte, sondern vielmehr: ich entdecke in der eigenen Existenz unerwartet intensiv die Bedeutung dessen, was ich früher nur geahnt habe. Ich selbst habe Angst bekommen vor dem schmerzhaften Sterben und spüre, daß darin der Tod in seiner Mühelosigkeit etwas Erlösendes hat. Der Psalmist hat recht: Unser Leben ist leicht, sehr leicht, "wie Gras!" (vgl. Ps 90,5-6). Künstliche Gewichtigkeiten und Inszenierungen kann man sich durchaus sparen. Ich stehe unvergleichlich mehr als vorher in dieser Perspektive: Im Angesicht dieses Todes wird mir mein Ende zur realistischen Möglichkeit im Leben. Alles ist nur eine Frage der Zeit! Ich spüre allmählich, wie aus der Trauer diese eigenartige Befreiung steigt und wächst, die gerade in meiner Endlichkeit liegt. Festzuhalten bräuchte ich eigentlich nichts. Am Grund des Todes glaube ich mehr denn je (um mit Karl Rahner zu sprechen) das unendliche Geheimnis der rettenden Liebe Gottes, für mich, für die Toten, für uns alle! Ich merke, wie ich mit meinen anderen Hilf- und Erfolglosigkeiten (nicht zuletzt im Raum der Kirche) sowie den Erfahrungen meiner Grenzen anders umgehen lerne, Schritt für Schritt, ohne den Kampf aufzugeben, im Gegenteil! Was wir tun, ist immer nur soviel wie ein Tropfen auf dem heißen Stein. Aber genau dieser Tropfen ist wichtig! Denn er ist ein Vorbote des "großen Regens", insofern ihm die Zukunft des Reiches Gottes gehört.¹⁰

4. Offene Debatten um Optionen in der Praktischen Theologie

Vor mehr als zehn Jahren habe ich auf einer unserer Tagungen die beruhigende Auskunft erhalten: "In der Pastoral sind wir alle irgendwie einer Meinung, weil wir doch alle an einem Strick ziehen! Es geht uns immer um das gleiche: um eine 'gescheite Praxis'!" Zu leicht hat sich nach außen hin in der Pastoraltheologie diese Mentalität eingebürgert, was nicht verhindert (hat), daß unter der irenischen Decke dieses Einverständnisses harte Widersprüche ruhmern, wie sie gemäß unserer Publikationskultur in manchen Anmerkungen durchkommen und wie sie zuweilen mit der Wirkung unerwarteter Enttäuschungen in universitären Berufungsgeschichten massiv werden. Wir begegnen uns freundlich; das ist gut! Noch besser wäre: wir begegneten uns genauso freundlich, nachdem wir uns die widersprüchlichen Meinungen gesagt haben. Nicht darum, nur akademische oder relativ unnütze marginale Streitfälle vom Zaun zu brechen, geht es hier, sondern um Prioritäten, wie sie jedem von uns aus seiner eigenen persönlich-ganzheitlichen

Theologie heraus nicht nur aus dem Kopf kommen, sondern ans Herz gewachsen sind. Vielleicht geht es dann nicht einmal mehr um so anscheinend oder scheinbar zentrale Fragen, worin denn nun die drei Grunddimensionen des kirchlichen Selbstvollzugs zu benennen seien: in der Martyria, Diakonia und Leiturgia, oder in der Martyria, Diakonia und Koinonia, oder ob überhaupt primär nur von Martyria und Diakonia zu reden sei, in deren Dienst sich Leiturgia und Koinonia befinden. Wenn wir uns schon zu den praktischen Theologen zählen, dann dürfte es wohl auch unter uns um praktisch bedeutsame Inhalte und konkret brisante Entscheidungen gehen: Etwa darüber, ob man für die politische und diakonale Dimension der Pastoral forciert und offensiv zu kämpfen und zu denken hat, - oder ob es genügt, in additiver Weise möglichst viele Prioritäten zu sammeln und miteinander so auszugleichen, daß dadurch einige wenige, aber entscheidende und profiliertere Optionen verhindert werden. Letztes hat den Vorteil, daß gängige Beziehungen nicht gestört und gewisse kirchenpolitische Schmerzgrenzen nicht erreicht werden müssen. Gerade für die kommenden Jahre plädiere ich nicht für eine stille, brave und machtförmige, sondern für eine aufsässige und (im Sinne des Magnificats) umstürzlerische Pastoral und Pastoraltheologie.

Letztere ist natürlich nicht möglich, wenn wir unter uns solche Konflikte ständig bremsen, sondern nur dann, wenn wir sie heftig aus- und ertragen, auch aushalten. Wer mit seiner eigenen Person für Optionen einsteht, wird nicht umhin können, mit Gesprächspartnern, die anderes favorisieren, in Auseinandersetzung zu geraten. Eben dies ist zugleich die Bedingung dafür, daß wir uns dann auch in unseren Unterschieden akzeptieren und im Ernstfall gegenseitig solidarisieren können. Darin realisieren und zeigen wir, daß wir selbst Kirche sind! Solidarisierung setzt nämlich immer und überall voraus, daß die Fronten klar sind und die Unterschiede auf den Tisch kommen. Mir kommt dabei immer das Gedankenbild: Begegneten sich zwei alttestamentliche Propheten in leibhaftiger Wirklichkeit, sie könnten nicht anders als miteinander streiten, daß die Funken fliegen: Dabei sind sie im **einen** Buch der Bibel "friedlich" miteinander vereint.

Ferdinand Fromm hat uns vor Jahren moniert: Tut euch zusammen, kämpft gemeinsam für etwas: nach oben und unten, nach rechts und links! Wir unterwerfen uns dagegen sehr leicht einem hausgemachten "Divide et impera": Individualistisch zerteilen wir uns selbst und steigern damit unsere Beherrschbarkeit, während wir fleißig und intensiv von Gemeinde und Solidarität schreiben. Ich kenne das gut: Nicht selten ist es mir wichtiger, etwas zu Papier zu bringen als in Kirche und Gesellschaft mit anderen etwas zu bewegen. Resig-

nation bezüglich der Praxis und Lust am gedruckten eigenen Wort gehen eine eigenartig-signifikante Verbindung ein.

Ich möchte uns ermutigen, die ganzheitliche Berufung des Christenmenschen auch für uns selbst ernst zu nehmen und zu reklamieren. Dazu gehört der Mut, Wut zu haben, Ärger zeigen zu dürfen und manchen Kommunikationsentzügen und Sanktionen ausgesetzt zu werden. Letzteres sollte freilich nicht bereits unter uns geschehen: Vielmehr werden wir den eigenen Gefühlen trauen dürfen und uns gerade dabei gutbleiben. Man wird sich als Gegner benennen und akzeptieren, ohne sich zu destruieren. Allein solche Offenheit verhindert, daß wir uns "unterirdisch" bekriegen. Diese hier nur angedeutete Kultur der Optionsdebatte steht auch unter uns noch aus! Dies verhindert, daß die deutschsprachige Pastoraltheologie insgesamt eine prophetische Rolle in Theologie und kirchlicher Praxis spielt, wohingegen doch die Prophetie das wohl zutreffendste Paradigma für den Verantwortungshorizont der Praktischen Theologie skizziert.¹¹

Damit ist nicht abgestritten, daß es unter uns individuelle Prophetie gibt: Jeder ist auf der Suche nach seinen persönlichen und inhaltlichen Prioritäten, arbeitet dafür und setzt sich dafür ein. Doch gibt es wohl auch so etwas wie eine kollektive bzw. gemeinschaftliche Prophetie, die ich bei uns in doppelter Weise sehe: einmal vor Ort in der Zusammenarbeit mit den Studenten/innen, vielleicht auch mit manchen Verantwortlichen in der Pastoral und in den Ordinariaten; zum anderen hier in unserer Konferenz, wo wir versuchen, als deutschsprachige Pastoraltheologen/innen in unserer Kirche nicht Beliebiges, sondern Notwendiges zu Wort zu bringen.

Wer eine subjektorientierte Pastoraltheologie vertritt, wird sie demnach in zweifacher und damit reziproker Weise subjektorientiert zu verstehen haben: einmal bezüglich der Adressaten, zum anderen aber auch in Bezug auf die Pastoraltheologen/innen selbst.¹² Dies entspricht einer zweifach kirchenbezogenen Qualität der Pastoraltheologie und meint die Kirche **um** uns und **uns** als Kirche.

5. *Schluß*

Nachdem ich nun andeutungsweise versucht habe, das, was Evangelisierung sein könnte, einmal von mir persönlich her einzubringen (Abschnitt 3) und zum anderen auf uns als Pastoraltheologen zu beziehen (Abschnitt 4), darf ich mit folgenden Gedanken zu Ende kommen:

Wenn man die Bücher des Alten Testaments liest, strömt einem noch über die Zeit hinweg und durch die Texte hindurch vitales

Leben entgegen! Liebe und Haß, Ausschweifung und Sühne, Sünde und Strafe, Entzweiung und Versöhnung werden erzählt; und in allem ist Gott beteiligt. Letzteres zeigen die Psalmengebete, in denen er in allen möglichen und unmöglichen Situationen als der Gott angesprochen wird, der durch alles hindurch seinen Treubund hält. Dafür steht der Bogen in den Wolken: das Zeichen des Gedenkens Jahwes an seinen unbedingten Bund mit den Menschen (Gen 9,12-15). Etwas strukturell Ähnliches entdeckte ich wieder im Katechismus der Bauern von Peru "Vamos Caminando", wo das ganze Leben ins Evangelium hinein aufgenommen wird und umgekehrt.¹³

Bei uns, so habe ich oft den Eindruck, fungieren Glaube und Verkündigung oft als Eindämmung von Leben. Jedenfalls gibt es nicht wenige Erfahrungen der Engführung des Lebens und des Christlichen wie auch des Lebensverlustes (durch Behinderungen und Androhungen) in kirchlichen Kontexten. Vitale Höhen und Tiefen menschlicher Existenz sowie gewagte Entscheidungen weichen der Routine, der emotionalen Gleich-Gültigkeit und der Langeweile. Für diesen Zustand ist ein Doppeltes zuständig, welches zugleich von den beiden entscheidenden Prinzipien der Evangelisierung getroffen wird: Einmal erreicht die Verkündigung nicht das ganze Leben (Verstand und Herz, Gemeinde und Gesellschaft, Kirche und Welt u. ä.), zum anderen (und dies hängt mit dem ersteren zusammen) baut man zuwenig auf die Fähigkeiten und Charismen aller Beteiligten, indem deren Gegebenheiten nicht "abgerufen" werden und zur Entfaltung kommen (etwa dadurch, daß sie bestimmte Gedanken nicht mehr denken, geschweige denn tun dürfen: Eine Sanktionsanalyse kirchlich reduzierten Lebens wäre sicher sehr aufschlußreich und im Ergebnis das Gegenteil von dem, was "Leben in Fülle" sein könnte). Wort und Tat, Glaube und Umkehr auf der Basis der Gemeinschaft aller Charismen gerade einschließlich ihrer ausgetauschten Radikalitäten und Einseitigkeiten wären dagegen die "Heilmittel", welche in der Theologie der Evangelisierung konzeptionell gerettet und zu verteidigen sind.

Die Erfahrung des **Glaubens** im vitalen Leben und Leiden ist bislang vielleicht in der Evangelisierungsdebatte zu kurz gekommen. Paul Zulehner hat wohl recht, wenn er in letzter Zeit immer wieder betont, daß alles daran hängt, wie unter uns Gott zur Rede und zur Erfahrung gelangt. Ein wichtiger Aspekt wird sein, daß wir darauf vertrauen lernen, daß Gott vorhanden ist: in meinem Leben und im Leben der anderen. Auch dies ist ein Moment dessen, was wir theologisch "Indikativ der Gnade" nennen. Ein weiteres wird sein, daß Gebete, Sakramente und Gottesdienste als Ausdruck dessen erfahren werden, daß Gott mit jedem von uns den Weg mitgeht, durch Positives und Negatives, durch Höhen und Tiefen, und daß er gerade darin jederzeit in Bitte, Lob, Dank und Klage ansprechbar

ist. Daß Gott in den Menschen gegeben ist und daß er in allen Situationen mitgeht, ist ein Tatbestand seiner Universalität in den Gebrochenheiten unserer Geschichte. Diese Anwesenheit des Heils in unserem Unheil darf ausfindig gemacht werden, indem wir uns gegenseitig auch in der Mystagogie helfen und lernen, Geschichten von unserem Gottvertrauen zu erzählen. Wenn Hauptamtliche in Pastoral und Pastoraltheologie selbst verlernt haben, untereinander von Gott zu reden, davon, wie sie ihn erfahren oder auch nicht erfahren, dann ist dies eine traurige Sprachlosigkeit. Mag eine solche Sprachlosigkeit über weite Strecken angebracht und immer wieder notwendig sein: ebenso notwendig sind aber die ständigen Versuche, die Ausdrücklichkeiten dessen zu wagen und auszutauschen, wen wir aufgrund unserer Erfahrungen und Theologie Gott nennen. Ein Doktorand in der Theologie hat mir vor einigen Monaten gesagt: "Während meines ganzen Studiums habe ich am wenigsten davon gehört, inwiefern und wie meine theologischen Lehrer an Gott glauben."

"Gott" scheint ein wenig gefragtes Thema der Theologie zu sein. Es ist aber gar nicht gut, dieses "Thema" nur den sogenannten charismatischen Gruppen zu überlassen und dort nur zu kritisieren. Denn für sich und mit anderen der unbedingten Liebe Gottes innezuwerden, um aus ihr heraus eine helfende und befreiende Praxis zu gestalten und in dieser Praxis von Gott reden zu lernen, damit die Menschen dazu eingeladen werden, selbst der unbedingten Liebe Gottes innezuwerden: eben darin besteht der heilvolle und heilbringende "Regelkreis" christlicher Existenz!

Ich möchte uns jetzt Stille gönnen: um unser Leben, die Wurzeln unserer Empathie und unseres Leidens zu spüren, um von daher unsere Theologie in einem Herzen aus Fleisch zu verankern.¹⁴ Dies ist die Bedingung der Möglichkeit für alles andere! Wenn wir dabei einseitiger, streitbarer und riskanter werden, dann ist dies gut so: denn darin liegt zugleich das Geständnis unserer Ergänzungsbedürftigkeit und die Chance gegenseitiger Neugier und Solidarität!

Anmerkungen

- 1 Diese Bibelstelle (nach meiner alten Luther-Bibel, die ich meist bei mir trage, sowie die folgenden Impulse waren Bestandteil eines Wortgottesdienstes, der am Donnerstagmorgen (24.9.1987) der Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen in Wien stattfand. Gebetstexte waren der Psalm 103 und das Magnificat.
- 2 Es ist nicht ganz einfach, die "Textsorte" des folgenden Beitrags zu bestimmen: Innerhalb der Tagung war dies mein erster Versuch, vor Kollegen/innen nicht nur über "etwas" (hier über die Evangelisierung) zu sprechen, sondern die Wurzeln des besprochenen Inhalts in meinem eigenen Leben aufzusuchen und kundzutun. Die Veranstalter haben dies nicht unerheblich dadurch provoziert, daß sie meinen Beitrag in eine Andacht einfügten und zum Ausgangs-

- punkt eines Konferenztages machten, der das Ziel hatte, das Thema mit den Beteiligten und mit Betroffenen zu verbinden. Unter den mir meist bekannten Teilnehmern/innen der Tagung war mir atmosphärisch eine persönliche Rede möglich, die natürlich in der schriftlichen Publikation so nicht mehr durchzuhalten ist; manches kann hier nur angedeutet werden. Dennoch habe ich mich nach einigem Zögern für diese Veröffentlichung entschieden, weil auch wir Theologen es wohl lernen dürfen, uns in den vertretenen Inhalten und favorisierten Optionen nicht bedeckt zu halten, sondern zu verausgaben. In dem vorliegenden Nach-Versuch ist manches etwas ausführlicher geraten als dies im "Original" der Fall war.
- 3 Vgl. E. Klinger, Der Glaube an den Menschen – eine dogmatische Aufgabe, in: *Theologie und Glaube* 78 (1985) 229-238. Wer demnach seinen Glauben an Gott nicht auf den Glauben an die Berufung der Menschen (durch Gott!) auslegt, leistet sich einen spirituellen Luxus, weil ein solcher Glaube kaum eine kommunikative Kraft für die mitmenschlichen Begegnungen entfaltet. Eben dies spricht für die Gemeinde als den Ort der Freigabe des Glaubens der einzelnen, um gerade darin die Gegebenheit Gottes in den Menschen ernst zu nehmen und zu erfahren. Nur so können Gemeinden Orte der Solidarisierung für andere werden, weil in ihnen selbst solche Erfahrungen zugelassen sind. In der Pastoral Verantwortliche sind also nicht nur Funktionäre des Glaubens an Jesus Christus bzw. an Gott, sondern stehen in dem Zuspruch und Anspruch, Christus und seinen Geist in konkreten Menschen aufzusuchen und zur Entfaltung kommen zu lassen. Dieser Christus begegnet in jedem Notleidenden, wie er auch in jedem zum Vorschein kommt, der hilft. Christologie und Christopraxis gehören also zusammen wie die Gottes- und Nächstenliebe. Freigabe des Glaubens und Vergabe in der Diakonie bilden dann die Grundpfeiler einer wahrhaft christlichen Kirche. Denn wer anders als der (zugelassene!) Geist Gottes in den unterschiedlichen Berufungen wird Notleidende entdecken und sich mit aller Kreativität und Handlungsbereitschaft mit ihnen solidarisieren können!
 - 4 Vgl. dazu O. Fuchs, "Warum so früh und warum mit solchen Schmerzen?", in: *Katechetische Blätter* 112 (1987) 11, 835-842; ders., *Kirchliche Gemeinde und Caritas im Selbstvollzug der Diakonie: Christliches Leben mit HIV-infizierten und aidskranken Menschen*, in: *Caritas* 88 (1987) 6, 319-332; ders., *Plädoyer für eine diakonale Pastoral. Beispiel "Aids"*, in: *Bibel und Kirche* 43 (1988) 17-23.
 - 5 Vgl. das Schreiben der Kongregation für die Glaubenslehre über die Seelsorge für homosexuelle Personen: *Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr 72*, Bonn 1986.
 - 6 Vgl. G. Schorberger, *Aids Station. Wege humaner Begleitung*, München 1987 (darin auch den Beitrag von J. Bußmann, *Aids. – Plädoyer für eine Seelsorge als Sorge um den ganzen Menschen* 127-149); H. Bönsch, *Ich pflegte einen Aids-Kranken*, in: *Krankendienst* 60 (1987) 6, 181-188; B.N. van der Post, *Ein Brief an einen verstorbenen Aids-Patienten*, in: S.R. Dunde (Hg.), *Aids – Was eine Krankheit verändert*, Frankfurt/Main 1986, 135-138; J. Bußmann, *Seelsorge bei Aids-Erkrankten*, in: *Jugendwohl* 68 (1987) 6, 267-277.
 - 7 Vgl. dazu P. Hoffmann (Hrsg.), *Priesterkirche*, Düsseldorf 1987.
 - 8 Erscheint demnächst: Münster 1988. Vgl. zum folgenden: Leonhard Ragaz-Institut (Hrsg.), *Leonhard Ragaz: Religiöser Sozialist, Pazifist, Theologe und Pädagoge*, Darmstadt 1986, bes. 61-72.
 - 9 Vgl. K. Rahner, *Die menschliche Sinnfrage vor dem absoluten Geheimnis Gottes*, in: *Geist und Leben* 50 (1977) 436-450, hier 448.
 - 10 Vgl. dazu meine Gedanken zu Beginn des Beitrags: *Die Evangelisierung als theologischer Ort kirchlicher Medienpolitik*, in: E. Schulz/H. Brosseder/ H. Wahl (Hrsg.), *Den Menschen nachgehen. Offene Seelsorge als Diakonie in der Gesellschaft* (FS Hans Schilling), St. Ottilien 1987, 281-319, hier 281-283.

- 11 Vgl. O. Fuchs, Theologie im Kontext, in: M. Bergeest u.a. (Hrsg.), Engagement für die Erwachsenenbildung (FS Werner Faber), Bamberg 1988, 26-38 (Kontaktstelle für Universitäre Erwachsenenbildung an der Universität Bamberg).
- 12 Auch die auf die Theologen selbst bezogene Subjektbezogenheit kongruiert mit besten gegenwärtigen wissenschaftstheoretischen Konzepten (wofür es hier keine Beleglast gibt) und ist nicht etwa eine unwissenschaftliche Subjektivität, welche die Objektivität beeinträchtigte. Die durch den persönlichen Kontext gegebenen Grenzen, Schwächen und Stärken des eigenen wissenschaftlichen Tuns sind vielmehr ein integraler Bestandteil strikter Wissenschaftlichkeit und die Bedingung dafür, sich in die Ergänzungsfähigkeit und damit in den Austausch mit anderen Wissenschaftlern hineinzugeben.
- 13 Vgl. Equipo Pastoral de Bambamarca, Vamos Caminando. Machen wir uns auf den Weg! Glaube, Gefangenschaft und Befreiung in den peruanischen Anden, Freiburg (Schweiz)/Münster, 3/1983.
- 14 "Herz aus Fleisch" meint hier die Fähigkeit und Bereitschaft zu empathischen Erfahrungen und Betroffenheiten. Betroffenheit allein freilich ist noch keine theologisch eindeutige Kategorie im Sinn einer (vom Evangelium her) inhaltlichen Authentizität. Da also die Selbstevidenz von Betroffenheit täuschen und auch vom Entscheidenden ablenken kann, braucht es die Orientierung an den "Betroffenheiten", wie sie in der Bibel erzählt werden (vgl. z. B. Lk 2,19; 7,13; 10,32; 24,32) und: Es braucht auch diesbezüglich den ebenso annehmenden wie kritischen Umgang der Christen miteinander. Es geht um ein "Herz aus Fleisch" um des Evangeliums willen zugunsten der Menschen und um des Menschen willen zugunsten der Realität, die Jesus Reich Gottes nennt. Ob sich meine eigenen Grunderfahrungen und daraus gezogenen Konsequenzen mit dem Evangelium vertragen, sei der mitchristlichen Einschätzung ausgesetzt.